

Gemeinsam zittern

Ich freue mich wirklich sehr, dass Du so eine umwerfende Theatermacherin bist, liebe Alize. Und ich genau aus diesem Grund und weil Du nun auch den Kurt Hübner Preis verliehen bekommst, jetzt hier sprechen darf.

:::::

Ich habe einen Titel für diesen Text gefunden: Gemeinsam zittern.

Viele Menschen, die wie wir zwei, ihr Leben im Theater verbringen und das Theater zu ihrem Leben gemacht haben, geht es, denke ich, gerade nicht besonders gut. Klar, das liegt an Corona und was es hiess, dass sich Theater in den letzten Monaten nicht oder immer anders ereignen musste, als geplant; und es selten gelungen ist, dass sich das dann nicht nach einem Kompromiss angefühlt hat.

Ich würde aber sagen, es geht tiefer. Es gibt einen enormen Gesprächsbedarf. Ich zumindest weiss manchmal gar nicht wohin mit mir; jeden Tag wieder werde ich von Fragen, Zweifeln, Ahnungen, Euphorie durch Erkenntnisse und damit verbundenen Aufbruchsgefühlen und Schwächeanfällen förmlich überwältigt. Daher danke, liebe Kurt-Hübner-Preis-Jury, dass Ihr mich *für*, aber vor allem auch *mit* Alize heute sprechen lasst. Wie schon angedeutet, ich bin nah dran an dem was ich sagen werde und eher dabei, Gedanken und mein Handeln zu sortieren. Aber ich weiss wiederum, für Dich, Alize, wird es okay so sein. Ich hoffe sogar, genauso hast Du es Dir von mir gewünscht.

Alize, ich vermisse Dich als meine tagtägliche Wegbegleiterin wirklich sehr.

Manche von Ihnen hier werden es wissen: Vor einigen Jahren war auch ich in Bremen und Alizes Dramaturg. Wir haben zusammen Dea Lohers «Das Leben auf der Praca Roosevelt» gemacht und «Kirschgarten». Beide Arbeiten habe ich noch immer vor meinem inneren Auge; ich verbinde viel mit ihnen, sie sind in mir gespeichert. Und sie werden durch nichts, was nachkommen wird, gelöscht werden.

Das hat sicher auch mit meiner Zeit in Bremen insgesamt zu tun. Mit Dir, Michael. Und Euch, die ihr sonst noch heute Abend da seid und damals auch

schon da wart. Und damit, dass wir hier zusammen etwas begonnen haben, viele von uns als Anfänger*innen in ihren Positionen. Und wir uns wechselseitig viel zugetraut haben. Ohne viel dafür kämpfen zu müssen, habe wir uns vertraut, weil Menschen, wie Du, Alize, und Du, Michael, in uns vertraut haben.

Kennt Ihr den Film «Stand by me»? Auch wenn nicht, der Titel sagt alles: Bleib bei mir. Oder: Vergeh nicht.

Mein «Stand by me» war Bremen.

Aber es stimmt natürlich auch überhaupt nicht, dass in Bremen und an Deiner Seite, Alize, dann immer alles einfach und klar, sortiert und selbstverständlich gewesen wäre. An Deiner Seite aber wurde ich von einem Gefühl getragen, dass die grossen und kleinen Fragen an unsere Arbeit nie von der Sache weg, sondern immer mitten in sie hinein und zu Euch und zu mir selbst geführt haben. Selbstverständlich wurde dann, dass ich mich dieser Arbeit mit ganzer Hingabe zugewendet habe.

Wir Menschen haben ein Wort für dieses verbindende und beflügelnde Gefühl gefunden, ein Gefühl, dass alle erfasst, die um Alize herum sein dürfen. Und das auf diesen Zusammenhang angewandt, eine revolutionäre Praxis genannt werden müsste. Die dann wiederum, um diese Praxis wirklich zu beschreiben, anders im Schriftbild gefasst und auch anders ausgesprochen werden sollte. Vielleicht in Versalien? Mit verschlucktem und verhallendem Endlaut und einem Innehalten auf der ersten Silbe? Ich versuchs einmal: LIIIIIEB_{eee}.

Genau: LIIIIIEB_{eee}.

Und noch einmal: LIIIIIEB_{eee}.

.....

Hand aufs Herz: Ich glaube das Selbstverständnis von vielen – und ich will es auch gleich sagen: von vielen weissen und männlichen Theaterleuten ist zurzeit ziemlich erschüttert. Viele, sehr viele sind lost, lost und noch einmal lost. Ich meine das wirklich ernst. Und ich spreche nicht von einem sexy Lebensgefühl.

Ich spreche davon, dass kein Stein mehr auf dem anderen steht. Der Boden wankt und schwankt. Und es erfasst seit einigen Jahren vor allem die, die schon lange am Theater sind. Und die, als sie damit anfangen, aufrichtig dachten, sie

dächten dabei auch alle anderen um sich herum mit. Sie würden den Raum für alle öffnen. Sie waren überzeugt, ihre eigene Position und Perspektive wäre dabei neutral. Quatsch, sie reflektierten ihre eigene Perspektive gar nicht. Sie, sie waren überindividuell, sozusagen einzigartig. Und dazu begabt und befähigt, ein universalistisches Weltbild zu erdenken und zu erfühlen und damit inthronisiert, auch für alle zu sprechen. Sie sprachen von *dem* Menschen und es kam ihnen nicht komisch vor. Sie dachten essentialistisch und das rief kein Befremden hervor. Sie kritisierten, vor allem den Kapitalismus – den wir auch weiter kritisieren müssen – und vor allem andere.

Ok. Noch einmal von vorn.

Ich spreche davon, dass kein Stein mehr auf dem anderen steht. Und es erfasst seit einigen Jahren vor allem die, die schon lange am Theater sind. Als ich anfing damit, dachte ich aufrichtig, ich dächte dabei auch alle anderen um mich herum mit. Ich würde den Raum für alle öffnen. Ich war überzeugt, meine eigene Position und Perspektive wäre dabei neutral. Quatsch, ich reflektierte meine eigene Perspektive gar nicht. Ich war überindividuell und sozusagen einzigartig. Und dazu begabt und befähigt, ein universalistisches Weltbild zu erdenken und zu erfühlen und damit inthronisiert, auch für alle zu sprechen. Ich sprach von *dem* Menschen und es kam mir nicht komisch vor. Ich dachte essentialistisch und das rief kein Befremden hervor. Ich kritisierte, vor allem den Kapitalismus – den ich auch weiter kritisieren muss – und vor allem andere.

Mein Boden schwankt und wankt.

Um es noch ein bisschen konkreter zu machen: Das höchste Gut, das verteidigt wurde, war Inszenierungen ideologiekritisch zu denken. Und Ideologiekritik zu betreiben hiess vor allem, Identitäten zu dekonstruieren. Das Ich, das soll keine Zuschreibung sein. Das Ich entwirft sich selbst, die* Ich sind frei, frei, frei. Den Kopf zerbrochen haben wir uns dann darüber, dass auch damit ein sehr spezifisches und modernes lost-sein verbunden sein kann. Die Fallhöhe ins Haltlose dieser ach so freien Ich-Konstruktionen ist tief, tief, tief. Auch diese Freiheit produziert Zwänge, Abhängigkeit, Ohnmachts- und nicht nur Ermächtigungsgefühle. Aber darum geht es hier nicht. Auch nicht darum, ob diese Ideologiekritik gegen Fremdzuschreibungen und für ein Ich der Selbstaneignungen und Selbstermächtigungen berechtigt ist.

Es geht darum: so überhaupt sprechen und denken und auch so leben zu können, gründet auf einem Privileg. Auf dem Privileg, dass das eben in einem Kreis von Menschen, die das genauso sehen, möglich ist und es für ausnahmslos alle gilt. Dass Zuschreibungen im Aussen überschaubar bleiben, abwehrbar. Na klar, es ist immer schwer, aus sich herauszukommen – aber es ist auch so: der Individualismus ist für viele von uns zu einer zweiten Haut geworden, die wir gar nicht mehr bemerken.

Andere aber haben dieses Privileg nicht. Und wenn wir das Bewusstsein und die Sensibilität dafür verlieren, dass andere dieses Privileg nicht haben, dass sie festgeschrieben werden auf ihre Hautfarbe, ein Geschlecht, ihre Religion, ist das Beharren auf dieser Ideologiekritik und eben diesen Menschen ihre Identitätspolitik abzusprechen, ignorant und unsolidarisch. Die Anmassung, mit einem tonnenschweren, durchgesetzten Kanon im Gepäck für jeden sprechen und auch alle auf der Bühne ohne alle auf der Bühne repräsentieren zu wollen, war gewaltvoll und schloss schlicht aus. Und wenn ich schliesslich den Gedanken nicht anerkenne, dass mein Individualismus sehr wohl voraussetzungsvoll ist, dass er sich durchsetzen konnte, weil er von einer weissen, patriarchalen Struktur getragen wurde, die auch ich trage, werde ich zum Teil des Problems.

Dass ich plötzlich doch eine Identität habe, auf die ich nun seit einiger Zeit gestossen werde, ist ein Schock. Ich werde gelesen als ein weisser Mann, der eine vorherrschende Struktur repräsentiert. Ich bin ganz und gar nicht einzigartig, vielmehr wurden auch all die vielen Vielen um mich herum sichtbar, die die ganze Zeit da waren und genauso sind, wie ich. Die Positionierung meines Ich ist nicht vom Himmel gefallen. Auch wenn ich ein feiner Kerl war und sein wollte, auch wenn ich es gut machen wollte, kann ich nicht einfach behaupten, das Machtzentrum wäre leer und nicht mit einem Ich, nicht auch mit mir gefüllt gewesen, von dem aus Andere dann wiederum abgewichen sind und zum Teil auch schlicht nicht vorkamen. «Stand by me»-Gefühle haben auch damit etwas zu tun, Menschen um sich zu scharen, die so sind und denken und fühlen, wie wir selbst.

Ich muss da jetzt einfach weiter durch, das muss ich weiter verstehen wollen: Ich, das ist ein weisser Mann.

Mein Boden wankt und schwankt – und, das ist gut so.

In einem zweiten, fernen Schritt können wir dann vielleicht wieder alle gemeinsam darauf hinwirken, dass Identitäten tatsächlich Konstruktionen sind und sein sollten. Zuschreibungen sind fast immer Ausdruck von Gewalt, sie konstruieren Realitäten und kommen ihnen nicht nahe. Sie lassen keine Ambivalenzen zu. Wann der Moment allerdings dafür gekommen sein wird, das entscheiden andere. Die Welt und die Verteilung von Macht wird sich bis dahin fundamental verändert haben müssen.

Solange müssen wir uns alle darum bemühen, Teil der Lösung zu sein. Es gibt kein Zurück. Es geht nur zusammen. Wir Theatermacher*innen sollten uns wünschen, dass wirklich alle eine «Stand by me» Zeit im Theater haben können, so kompliziert die auch sein wird. Es wird darum gehen, Differenzen auszuhalten und sie gleichermassen zu befähigen, Raum zu greifen und sich ausdrücken zu lassen. In ihnen unablässig auch die Gemeinsamkeiten zu suchen, auch darum muss es gehen.

Aber dazu muss ich, weisser Mann, weiter lernen wollen, weiter zuhören wollen, weiter verstehen wollen. Ich muss mich weiter verunsichern lassen und auch einmal akzeptieren, dass der Ton, in dem ich kritisiert werde, manchmal nicht stimmt; dass meine Komplexität als Mensch nicht in jedem Moment erfasst und wertgeschätzt wird. Durchatmen ist die Devise. Und weiter zuhören. Ankommen lassen, was gesagt wurde und keine Gegenattacke reiten. Bitte nicht etwas mit «Aber ich wollte doch gar nicht ...» ansetzen und einen Monolog folgen lassen. Es geht gerade nicht um mein Leid und was ich dabei empfinde.

Für all das brauche ich, brauchen wir weiterhin Hilfe.

Auch Deine Hilfe, Alize.

:::::

Als ich mich in der Vorbereitung für meine Zeit in Bremen näher mit Dir und Deiner Arbeit beschäftigte – ist das 10 Jahre her!? – haben Michael und ich Dich einmal zusammen in Rotterdam besucht. Du warst damals am Ro-Theater Intendantin. Es war sozusagen Dein Haus, auch wenn Du das so ganz sicher nie gesagt hast: *mein* Haus. Das Ro-Theater war eines der wenigen in Holland, die

zusammen mit einem festen Ensemble Repertoiretheater produzierten. Und dieser Ort strahlte und strahlte aus, Du strahltest!

Alice Zandwijk, was bist Du für eine grandiose Gastgeberin!

LIIIIIEBeee.

In meiner Erinnerung fanden all unsere Begegnungen in Rotterdam an einem Tisch stand. Alles zentrierte sich um diesen grossen Holztisch herum, der im Foyer des Theaters stand. Und in einer Zeit, in der noch kaum jemand im deutschsprachigen Stadttheater von Politiken der Diversität, von Sternchenmenschen und Integration, Intersektionalität und Body Positivity sprach, traf sich an diesem Tisch ein Gruppe Menschen, die jenseits aller Kategorien einfach miteinander anders und unterschiedlich war. Jenseits allen Bestehens auf Eigenheiten und Markierens von Unterschieden. Und das ungeheuer selbstbewusst. Und lust- und genussvoll.

Ihr wusstet schon immer, dass es *den* Menschen gar nicht gibt. Und dass das auch einfach super boring wäre, gäbe es ihn.

In meiner Erinnerung redeten alle die ganze Zeit durcheinander, jede*r in ihrer Herzens- und Muttersprache. Nie sprach hier nur eine*r und immer sprach jede*r für sich. Und doch nahm jede*r jede*n war und dachte jede*n mit. Ständig drehte sich alles um die nächste Mahlzeit, permanent wurde geschnibbelt und gebruzzelt und gekocht, gespült und der Tisch gedeckt, getrunken, gelacht, gestritten, geweint, gestikuliert, geküsst und mit Blicken und ganzem Körper über den Tisch hinweg umarmt. Und in meiner Erinnerung waren damals schon alle da: die Mütter und Teenager, die schönen Alten und verkorksten Jungen, die Verzagten und Verzückten, die Tänzer*innen, Musiker*innen und Schauspieler*innen von überallher und einfach potentiell alle Menschen, die *wirklich* etwas zu erzählen hatten und die das Leben zu etwas gemacht hatte, was wir Künstler*innen nennen.

Du sahst etwas in diesen Menschen, was nicht alle sahen. Und sie sahen etwas in Dir. Wechselseitig verhaftet Ihr Euch zu einer Sprache und einem einzigartigen Ausdruck. Und damit zu Euch selbst und einem starken Wir.

Dort an diesem Tisch, der in meiner Erinnerung von viel grösserer Bedeutung war, als nur eine Art, ein Theater zu denken, der vielmehr ein Ausdruck war,

zusammen zu leben und zu handeln, entstanden die wahrhaftigen Geschichten. Entstand ein anderer Kanon. Kein Kanon Deines einzigartigen Genies – damit konntest und kannst Du so gar nichts anfangen – sondern der einzigartigen vielen Stimmen. Dieses, Dein, ihr, Euer Theater, konnte nur zeitgenössisches Theater sein und seine eigenen Geschichten schreiben. Es war ja am Leben und mittendrin. Was hätten überlieferte Texte, was hätten Tote darin noch bezwecken sollen, ausser Ich, Ich, Ich zu rufen, ein wenig vor sich hin zu wimmern und kläglich und ohne Gegenliebe erneut zu verstummen.

Es gibt in den Niederlanden eine beneidenswerte Geschichte von Theatermacher*innen, die sich nicht so sehr in erster Linie der Form und den Institutionen, sondern vor allem dem Leben zuwandten.

Und in dieser Tradition stehst und leuchtest Du, Alize. Für mich verkörperst Du sie. Auch hier noch, in Bremen, treibt sie Dich an.

Kom op, Menschen!

In den Proben, die wir zusammen hatten, war das der Satz, den Du ständig sagtest. Und ich kann mir nicht vorstellen, dass Du ihn nicht mehr sagst.

Kom op, Menschen!

Heisst: Fang an, Mensch, und hör auf Dich zu verstecken.

Das forderst Du von uns. Hör auf zu spielen, verdammt noch mal. Und fang endlich an, zu spielen!

Du, Du schaffst dafür den Raum. Einen Raum der gegenseitigen Anerkennung und des Respekts, in dem genau das möglich ist, bedingungslos zu spielen und über sich hinaus- und ins Leben hinein zu wachsen. Den Rest aber, den müssen wir tun.

Ohne uns, ohne all die Beteiligten hinter und auf der Bühne, existiert das verzaubert verzaubernde Theater von Alize Zandwijk nicht. Genau das ist die Schönheit Deines Schaffens, Alize – dass Du die Schwierigkeit der gegenseitigen Abhängigkeit der Menschen im Theater und anderswo im Leben nicht wegmoderierst, dass Du nicht in Bubbles flüchtest, in die Theaterblase; Du forderst diese gegenseitige Abhängigkeit aller Menschen heraus, Du betonst sie und – umarmst sie.

Kein Konzept, keine Regieidee und kein Stil nimmt in Deinem Theater jedem einzelnen beteiligten Menschen die Aufgabe ab, opzukommen.

Du gehst wahrhaftig von den Menschen aus. Von der Begegnung mit ihnen. Eigentlich verzeihst Du ihnen alles, nur nicht, wenn sie ausweichen und ängstlich bleiben – und sähen Sei dabei auch noch so professionell und routiniert aus. Stimmt das eigentlich, wenn ich sage, Dich langweilen Profis?

In jedem Fall ermutigst Du uns zur unserer Komplexität, zu dem, wofür wir selbst noch keine Sprache gefunden haben. Wenn andere immer noch meinen, die Wahrheit läge im Wortlaut, hast Du die Wahrhaftigkeit längst in anderen Sphären ergriffen. Das macht grosse Kunst, das macht Deine grosse Theaterkunst aus. Wie jede gute Musikerin, gehst Du vom konkreten Erlebnis aus und nicht von einer vorher gefassten Form, einem vorher gefassten Gedanken. Du hast dieses Vermögen, musikalisch zu denken und magisch zu handeln. Und darüber Theatermagie hervorzubringen.

Du erkennst uns, Du sieht etwas in uns, das nicht jede*r sieht. Du mutest uns uns selbst zu. Und sagst sanft: ist doch alles nicht so schlimm. Und sagst streng: Sieh nicht nur Dich selbst. Übernimm Verantwortung für Dich und andere.

Den Rest aber müssen wir tun.

:::::

Alize, danke, dass ich damals an dem Tisch Platz nehmen durfte und eine Zeitlang wusste, wohin.

Danke, dass Du schon da warst, als ich noch gar keine Sprache für vieles hatte.

Und danke, dass Du nicht aufhörst, selbst darum zu ringen, was Du von uns erwartest. Dass Du nicht aufhörst, Dich verunsichern zu lassen. Dass Du immer wieder an der Welt zweifelst, an Deiner Arbeit und an Dir. Du hast panische Angst vorm Fliegen und doch setzt Du ständig zum Fliegen an. Du hast panische Angst vor dem Sterben und dennoch widmest Du Dich in Deine Arbeiten immer wieder dem Tod.

Und wenn es gelingt, dann fliegen wir alle zusammen und durch Dich. Und wenn es gelingt, ist der Tod zumindest von der Panik befreit.

Statt Angst, ein Song. Ein Tanz. Ein gemeinsames Zittern ---

--- und Dein, unser, Euer Theater der Momente des puren Glücks.

Liebe Alize, wir brauchen Dich und Dein Theatermachen. Please, stand by us.

Klar, ich weiss schon, was Du jetzt denkst:

Kom op, Menschen!

Den Rest müssen eben wir tun.

Benjamin von Blomberg, 4. Oktober 2021